



Hartung-Griemberg | Vollbrecht | Dallmann [Hrsg.]

# Körpergeschichten

Körper als Fluchtpunkte medialer Biografisierungspraxen



Nomos

Medienpädagogik | Media Education

herausgegeben von

Prof. Dr. Anja Hartung-Griemberg

Prof. Dr. Christine Trültzsch-Wijnen

Band 2

Anja Hartung-Griemberg | Ralf Vollbrecht  
Christine Dallmann [Hrsg.]

# Körpergeschichten

Körper als Fluchtpunkte medialer Biografisierungspraxen



**Nomos**

© Titelbild: Anja Hartung-Griemberg, Björn Griemberg

**Die Deutsche Nationalbibliothek** verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-3629-4 (Print)

ISBN 978-3-8452-7964-0 (ePDF)

1. Auflage 2018

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018. Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

## Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| Einleitung  | 7   |
| Körper – Biografie – Bild. Zur Konstitution des Selbst im Spannungsfeld von ‚vergegenständlichtem‘ Körper und ‚spürendem‘ Leib<br><i>Anke Abraham</i> | 15  |
| Adoleszente Körperinszenierungen und biografische Selbsterzählungen im Kontext der Smartphone-Fotografie<br><i>Michaela Kramer</i>                    | 29  |
| Körperbilder als medienbiografische Kristallisationspunkte? Eine rekonstruktive Analyse altersspezifischer Bildpraktiken.<br><i>Maria Schreiber</i>   | 43  |
| Schönheit und Altern. Die Bedeutung des Blicks auf sich selbst für die Genese von Körperbildern im Lebensverlauf<br><i>Tina Denninger</i>             | 67  |
| Geschichte im Körper. Zur Biografisierung und Somatisierung historischer Ereignisse am Beispiel des 11. Septembers 2001.<br><i>Daniela Schiek</i>     | 81  |
| Das empfindliche Gehirn. Deutungen von Migräne in einem Internetselbsthilfeforum<br><i>Stefan Dreßke, Sina Schadow</i>                                | 109 |
| „From Private to Public“: Die öffentliche Wahrnehmung von Brustkrebs und die ambivalente Rolle des Pink Ribbon<br><i>Annette R. Hofmann</i>           | 127 |

*Inhalt*

|   |     |
|---|-----|
| (Im)Materialität der Gedanken und der Körper: Ein Standpunkt zur körperlosen Gesellschaft in Anlehnung an Vilém Flusser<br><i>Guido Bröckling</i>       | 141 |
| Der Leib als Sonnenstaat. Der utopische Körper bei Michel Foucault<br><i>Christian Paulick</i>  | 159 |
| Death...Is Just the Beginning. Überlegungen zur technologischen Immortalität<br><i>Thomas Damberger</i>   | 169 |
| Fiktionen vom digitalen Körper, Leben und Tod in Literatur, Film und Computerspiel<br><i>Martin Hennig</i>  | 195 |
| Ich bin Spartakus! Körper- und Identitätsbestimmungen aus dem Geiste audiovisueller Fiktionen.<br><i>Thomas Wilke</i>                                   | 217 |
| Der Körper im Comic<br><i>Ralf Vollbrecht</i>   | 237 |
| Technologische Körperkonstruktion. Von Cyborgs, Modedesigner*innen und Lara Croft<br><i>Corinne Büching</i>   | 251 |
| Zur Transformation von Körperbildern durch Posthumanismus und Big Data am Beispiel der Filme <i>Her</i> und <i>Transcendence</i><br><i>Olaf Sanders</i> | 273 |
| Anti-Aging, Enhancement und soziale Diskriminierung<br><i>Sebastian Knell</i>   | 283 |

## Einleitung

Zu den bemerkenswerten Phänomenen der Kulturgeschichte gehört die Anziehungskraft des Spiegels. Angefangen bei dessen bloßer Abbildung auf der glatten Oberfläche des Wassers bis hin zu aufwendig hergestellten Objekten aus Glas und Metall – die Entwicklung des Spiegels lässt uns auf eine facettenreiche Historie der Selbstbetrachtung blicken. Zur Blüte reifte jene Praxis im Venedig des 16. Jahrhunderts. Die Spiegel-Manufakturen auf der Insel Murano glichen geheimnisvollen Festungen, die eine strenge Überwachung erfuhren. Zu groß war die Sorge, das Monopol in der Herstellung des neuen Kulturgutes zu verlieren. „In der Expansionsgeschichte dieser Erzeugnisse häuften sich Episoden der Industriespionage, der Bestechung und des Schmuggels. Darin verwickelt waren auch Colbert und der Botschafter von Frankreich, denen es gelang, einige Techniker zu entführen. [...] Die neue Mode fand leidenschaftliche und fieberhafte Verbreitung“ (Baltrušaitis 1996, S. 26). In Paris und London des 19. Jahrhunderts waren Spiegel allgegenwärtig – in Kaffeehäusern, Geschäften und Bistros ebenso wie im privaten Raum. „Was drinnen war, das war auch draußen, und wer glaubte, nur davorzustehen, der sah sich plötzlich und unwiderstehlich hineingezogen“ (Konersmann 1991, S. 16). Kaum ein Jahrhundert später berichtete ein Zeitgenosse den Lesern eines deutschen Gesellschaftsblattes, „man könne in Paris keinen Schritt tun, ohne sein liebes Ich zu erblicken. Spiegel an Spiegel. In Cafés und Restaurants, in Boutiquen und Magazinen, in Salons und Bädern“. Paris eine ville lumiere – eine Spiegelstadt“ (ebd.). Doch die anfängliche Freude ward bald getrübt. Mehr und mehr wurde die allgegenwärtige Begegnung mit dem Spiegel als Bürde empfunden. Im Spiegelkabinett gegenseitiger Erwartungs-Erwartungen geriet der Blick auf das körperliche Selbst zu einem Normativ, welches das urbane Leben regelnd, gleichwohl über Selbst- und Fremdwahrnehmung befand. „Seit einigen Wochen bemerkt A, wenn sie morgens bei der Toilette vor dem Spiegel steht, an den Augenlidern kleine gelbliche Hautknötchen oder Efferveszenzen, die ihr weiter keine Beschwerden verursachen, beim Abtasten nicht schmerzen, offensichtlich als harmlos ermessen werden können, nur einfach da sind [...]. A, also die Fünfzigerin, die sich der gelben Verschandelungen wegen ohne rechten Humor Xanthippe nennt, übt sich vor dem Spiegel im Geschäft des Sich-

bedenkens und der Erhellung des dunklen Tatbestandes von Selbstverfremdung“ (Améry 2001, S. 46 f.). In der Schilderung Amérys führt das Spiegelbild zur unerbittlichen Alterserfahrung – das Abtasten des eigenen Antlitzes als Suche nach einem vertrauten Selbst, das in seiner körperlichen Erscheinung zu verschwinden droht. Es ist zur Maske seines Selbst geworden und bedarf doch gleichsam der Maskierung auf der sozialen Bühne des Lebens. Heute ersetzt das Smartphone zunehmend die Funktion des Spiegels. Es gilt lediglich, die Kamera zu aktivieren und wir können uns umgehend in das eigene Antlitz sehen, dieses prüfen und verwerfen oder festhalten und kommunizieren. Es ist als solches ein vorläufiges Selbstideal oder präziser ein Selbstexperiment, präsentiert auf der sozialen Bühne einer Gesellschaft, in der bereits den jüngsten Mitgliedern suggeriert wird, dass nur Erfolg haben kann, wer den Attraktivitätsnormen der Gesellschaft entspricht.

Der mediale Körperausdruck ist ein wichtiger Vehikel der Selbsterzählung. Zahlreiche Untersuchungen belegen den Stellenwert medialer Körperinszenierungen im Hinblick auf Subjektivierungsprozesse, Starbildung und Imagekonstitution. Heranwachsende lernen schnell, mit medialen Körpercodes umzugehen und diese als Teil einer fortwährenden Erzählung des Selbst zu integrieren. Die mediale (Selbst-)Präsentation von Jugendlichen und Jugend ist in öffentlichen und fachbezogenen Diskursen allgegenwärtig und wird hier vielschichtig und vielfältig diskutiert. Längst aber ist auch das Alter davon nicht mehr ausgenommen. Werbeanzeigen verkünden, dass das Alter nicht mehr länger ein biologisches Schicksal, sondern vielmehr eine Frage von Selbstdisziplin und Selbstgestaltung ist. Attraktive Models blicken aus gebräunten Gesichtern strahlend in die Kamera. Allein das graue Haar verrät das fortgeschrittene Lebensalter, das auf der Ebene der Benennung – *contradictio in adiecto* – allerdings umgehend relativiert wird: Die „jungen Alten“ erweisen sich als neue Allegorie der ewigen Jugend. Mögen sie auch älter sein, in ihrem ausgeprägten Modebewusstsein, ihrer Experimentierfreude und Aufgeschlossenheit stehen sie der Jugend in nichts nach.

Im Kontext körperlicher Selbstwahrnehmung und -narration hat der Rekurs auf Geschichten seit jeher eine konstitutive Bedeutung. In ihrer Eigenschaft, Körperlichkeit zu fixieren und in kulturelle Artefakte zu transformieren sind mediale Narrationen einerseits Ressourcen der biografischen Selbstreflexion und Selbsterzählung; andererseits bieten diese Anlässe, das Leben und seine körperverhafteten Begrenzungen anders zu imaginieren und neu zu denken, so etwa über die Verquickung von Körper



und Technologie. Als „The Extensions of Man“ (McLuhan 1964) greifen Medien und ihre Technologien immer wieder in die Selbstbestimmung und in das Selbstverständnis des Menschen ein. Ob direkt über Prothesen an den Körper gekoppelt wie beim Hör-Apparat oder indirekt vermittelnd wie bei Radio- oder Fernseh-Apparaten, dienen diese immer schon der Überwindung menschlicher Grenzen (Bröckling 2013). Zugespitzt wird die Idee technologiegestützter Vervollkommnung in den Bewegungen des Post- und Transhumanismus. Seine Anhänger behaupten, dass das Ende des Lebens nicht selbstverständlich, sondern nur die Konsequenz einer bald überschrittenen Evolutionsstufe sei. Wahrscheinlich werde diese etwa im Bereich von Gehirn-Computer-Schnittstellen durch das Hochladen des menschlichen Bewusstseins in digitalen Speichern oder durch Gentechnik und regenerative Medizin (Bio- und Nanotechnologie). Was aber würde es bedeuten, wenn Menschen alterslos bleiben und unendlich lang leben? Wie würde es unsere Sicht auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und unser Verständnis von Entwicklung, Sozialisation und Identität verändern? Wäre eine Gesellschaft von Unsterblichen überhaupt erstrebenswert?

Mit dieser Perspektivität des Seins ist ein für identitätstheoretische Überlegungen entscheidender Grundgedanke verbunden: Körperbilder sind kein statischer Symbolvorrat, der von Subjekten lediglich angeeignet wird, sondern diese entstehen in Prozessen einer wechselseitigen Wahrnehmung von Subjekten im Wandel der Zeit. Diese nur assoziativen Anmerkungen deuten das weite Spektrum an, um das es im Folgenden geht. Der vorliegende Band akzentuiert die diachrone Dimension von Prozessen der Identitätsbildung im Spannungsfeld von individuellen Körpergeschichten, sozialen Austausch- und Aushandlungsprozessen sowie kulturellen Deutungsschemata und Mediatisierungsdynamiken. Er beruht auf den Beiträgen einer Fachtagung, die im März 2015 als Kooperationsveranstaltung der *Fachgruppe Medienpädagogik* der *Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK)*, der *Professur für Medienpädagogik der Technischen Universität Dresden*, der *Gesellschaft – Altern – Medien e.V.* und des *Deutschen Hygiene-Museums* in Dresden realisiert wurde.

## *Körper, Identitätsarbeit und Selbsterzählung*

Eröffnet wird die Auseinandersetzung mit einem Beitrag von **Anke Abraham**. Sie thematisiert bildmediale Inszenierungen des Körpers als Praxen einer biografischen Identitätsarbeit. Bilder könnten als Medium des Selbst- und Fremdverstehens dienen und eine wesentliche Brückenfunktion zwischen leiblich-affektiv verankerten Erinnerungsspuren und ihrer Bewusstmachung erfüllen. Für die biografische Forschung und für eine biografische Arbeit folge daraus, dass sowohl in der Theoriebildung als auch in der Praxis narrativer und rekonstruktiver Verfahren die im Leiblich-Affektiven verankerten Dimensionen biografischer und identitätskonstituierender Prozesse bedacht und berücksichtigt werden müssen. Die sich anschließenden Studien unternehmen diesen Versuch. **Michaela Kramer** richtet in ihrem Beitrag das Augenmerk auf mediale Körperinszenierungen von Jugendlichen. Mit der rasanten Verbreitung des Smartphones sind Praxen der visuellen Selbstdarstellung und -kommunikation zu einem konstitutiven Bestandteil der Identitätsarbeit avanciert. Auf der Grundlage einer explorativen empirischen Studie geht sie der Frage nach, inwiefern *Selfies* nicht nur als Selbstausdruck fungieren, sondern auch als biografische Bezugsgrößen aufschlussreich sein können. Dabei erörtert sie zugleich methodologische und methodische Herausforderungen, die mit einer tiefergehenden Analyse dieser Verhältnisse einhergehen und weist Anhaltspunkte für die medienbiografische Forschung auf. Die Frage der biografischen Sinnhaftigkeit von Smartphone-Bildpraktiken steht auch im Mittelpunkt der Auseinandersetzung von **Maria Schreiber**. Das Erkenntnisinteresse ihrer Analysen kreist indes um die Frage, wie sich durch das Smartphone und damit das ständige Zuhandensein einer vernetzten Kamera zwischenmenschliche Kommunikation und mediale Biografisierungspraktiken dynamisieren. Anhand zweier Gruppendiskussionen über exemplarische (Körper-)Bilder zeigt Schreiber unterschiedliche Praktiken der Bildkommunikation von Jugendlichen und Senior/-innen auf – als komplexe Verzahnungen von Medienpraxiskulturen, Bildkonventionen und Rationalitäten verschiedener Apps – und lotet dabei auch altersspezifische Unterschiede und Gemeinsamkeiten aus.

*Körper, Versehrtheit und Biografie*

Die sich anschließenden Beiträge erörtern Körperwahrnehmung und -zuschreibung im Zusammenhang von Versehrtheit, Schmerz und Verlust. Anhand biografischer Interviews mit älteren Menschen zeigt **Tina Denninger** auf, wie das Bild vom eigenen Körper im zeitlich distanzierten Blick retrospektiven Umdeutungen unterzogen wird. Als Fluchtpunkte der Biografisierungspraxen können dabei sowohl der Blick auf den aktuellen als auch der frühere Blick auf den damaligen Körper ausgemacht werden, der wiederum dem aktuellen Urteil und damit Umdeutungen unterworfen ist. Dieser „biografische Vergleich“ erfolge nicht nur unter Bezugnahmen auf die eigene Biografie, sondern es könnten auch Bezüge zu medial vermittelten Körperbildern und -idealen als implizite Referenzgrößen ausgemacht werden. **Daniela Schiek** erörtert anhand des Beispiels der Terrorakte des 11. Septembers 2001, wie Ereignisse kollektiver Gewalterfahrung in der eigenen Biografie verankert werden. Auf der Grundlage ihrer Analyse eines Diskussionsforums und Leitfadeninterviews kommt sie zum Schluss, dass die Verortung des Selbst im Verhältnis zu jenem Ereignis auch in leiblicher Hinsicht vorgenommen wird, wobei das Ereignis als körperliche Erfahrung biografisch integriert, gedeutet und aufgeladen sei. **Stefan Dreßke** und **Sina Schadow** analysieren kommunikative Austausch- und Vereinbarungsprozesse in solchen Internet-Foren, die unterschiedliche Deutungen von Migräne hervorbringen, verändern oder auch stabilisieren können. Es zeigt sich, dass auch in diesen Selbsthilfeforen Sozialisierungen und Disziplinierungen stattfinden und ältere Ansichten und Einstellungen neueren Wissensbeständen weichen. Dabei gäbe es Meinungsführer, Konformisten und Abweichler mit typischen und abweichenden Thematisierungen, die in Form einer heuristischen Typologie vorgestellt werden. Deutlich wird dabei auch, wie die individuelle Krankheitsgeschichte biografisiert wird und vor allem neuere Migränetheorien auch positive Integrationen in die eigene Identität zulassen, gleichzeitig jedoch mit Distinktionen einhergehen. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung von **Annette R. Hofmann** steht die Versehrtheit der weiblichen Brust als ein Organ, das kulturhistorisch seit jeher als Symbol für Weiblichkeit und weibliche Attraktivität gilt. In ihrem kulturhistorisch grundierten Rekurs zeigt sie, dass in vielen westlichen Ländern ein Wandel im öffentlichen Umgang mit Brustkrebs zu beobachten ist. Dabei spiele einerseits die zunehmende Enttabuisierung dieser Krankheit und der Transfer von einer privaten, individuellen zur öffentlichen Krankheit eine Rolle,

zum anderen aber auch eine steigende Kommerzialisierung, die sich etwa darin manifestiert, dass sich prominente Frauen als „Ambassadors“ verstehen und sich öffentlich zu ihrer Krankheit bekennen.

### *Körper, Entgrenzung und Transformation*

Die sich anschließenden Beiträge diskutieren Medien, Medialität und vor allem die Konsequenzen und Möglichkeiten der Digitalisierung im Zusammenhang mit einer Überwindung von Körpergebundenheit und damit nicht zuletzt den Grenzen von Leben und Tod. Inwieweit wäre etwa in einer körperlosen, dialogisch und intersubjektiv kommunizierenden Gesellschaft Teilhabe nicht mehr nur über die Materialität des eigenen Körpers und dessen gesundheitliche Verfassung möglich, sondern über die Möglichkeiten der Informationsverarbeitung? Dieser Frage geht Guido Bröckling in Anschluss an den Kommunikations- und Medienphilosophen Vilém Flusser nach. Wenn Alter und Altern nicht mehr nur über den Verlust von Gesundheit bestimmt würden, so sein Gedankenexperiment, dann könnte eine körperlose Gesellschaft unabhängig von körperlichen Gebrechen Altern als einen Prozess der Zunahme an Informationen und deren Verknüpfungen begreifen und somit dem negativen Bild vom Altern ein hoffnungsvolles entgegenstellen. Christian Paulick befasst sich mit einem weniger bekannten Text von Michel Foucault: „Der utopische Körper“. Im Unterschied zu anderen Werken Foucaults wird Körper hier weder im Kontext von Macht – sei es Disziplinarmacht oder Souveränitätsmacht – diskutiert, noch biopolitisch fokussiert oder gouvernementalisiert, sondern als ein selbst gestaltbarer Spielraum des Subjekts, in dem dieses eigene Identitätsaspekte jenseits der Grenzen von normal und anormal kultivieren kann. Eine solche Foucault-Rezeption könnte auch einer biografisch orientierten Medienforschung neue Anknüpfungsmöglichkeit an Foucault bieten. Noch weiter führen die Überlegungen von Thomas Dammerger. Er knüpft an aktuelle transhumanistische Ansätze an und diskutiert, wie in Zeiten von Big Data und Quantified Self die Körperverhaftung gänzlich aufgegeben werden könne.

Inwiefern sich jene Utopien in den Narrationen der Medien selbst widerspiegeln, loten die sich anschließenden Beiträge aus. **Sebastian Hennig** eröffnet die Auseinandersetzung mit einer Überblicksdarstellung. Anhand einer exemplarischen Analyse unterschiedlicher Erzählformate – über literarisches und filmisches Erzählen hin zu digitalen Narrationen im

Medium des Computerspiels – richtet er seinen Schwerpunkt auf die Frage, inwiefern hier Strukturäquivalenzen sichtbar werden und vice versa Spezifika der Verhandlungen in Bezug auf technologische bzw. thematische Kontexte zu finden sind. **Thomas Wilke** richtet sein Augenmerk exemplarisch auf die amerikanische Fernsehserie *Spartacus* und thematisiert die Be- und Entgrenzung von Identitätsbestimmungen und Körperinszenierungen im Gewand einer historischen Erzählung. Die zur Schau gestellte Körperlichkeit der Gladiatoren erfahre eine spezifische Bedeutungszuschreibung, die sich bereits durch den Blick bzw. die Perspektive des Blickes zwischen Betrachtendem und Betrachtetem konstituiere. **Ralf Vollbrecht** widmet sich einem Medium, das in Hinblick auf Körperdarstellungen große Gestaltungsspielräume bietet. Als gezeichnetes Artefakt ist der Körper im Comic lediglich von der Vorstellungskraft und den künstlerischen Fertigkeiten seiner Erfinder begrenzt. In seinem Gang durch unterschiedliche Genres und Zeichenstile wird jene große Bandbreite möglicher Körperdarstellungen anschaulich. **Corinne Büching** geht in ihrem Beitrag der Frage nach, inwiefern das, was wir traditionell als Körper begreifen, mit dem Konzept des Cyborgs infrage gestellt wird. Illustriert wird dieser Zusammenhang mithilfe einer Bildanalyse einer Fotografie, die eine junge Frau im Gewand eines technologischen Artefakts zeigt. Dabei wird deutlich, wie der so neu geschaffene Körper sein Verhältnis zu sich, der Umwelt und damit auch anderen Körpern verändert. Im Vergleich mit der Figur Lara Croft wird gleichsam das Verhältnis zwischen virtueller und physischer Realität verhandelt. **Olaf Sanders** geht davon aus, dass sich gegenwärtig Big Data und Post- bzw. Transhumanismus verschränken und damit auch für Bildungsprozesse neuartige Problemlagen erzeugen, die sich beispielhaft in Filmen aufzeigen und mit ihrer Hilfe bearbeiten lassen. Seine These entfaltet Sanders am Beispiel zweier Filme aus dem Jahr 2014: *Transcendence* (USA) und *Her* (USA). Thematisch abgerundet werden die Beiträge dieses Bandes mit einer Reflexion von **Sebastian Knell**. Er hinterfragt jene zeitgenössischen Diskurse, welche Anti-Aging und Enhancement als anthropologischen Fortschritt deklarieren. Einerseits, so seine Überlegungen, bestünde in einem solchen Falle das Risiko einer neuen gesellschaftlichen Diskriminierung (etwa da lebensverlängernde Eingriffe hohe Kosten verursachen oder aus technischen Gründen nicht flächendeckend zur Verfügung stünden); andererseits sei die künstliche Ausdehnung oder gar Entgrenzung des Lebens mit einer „existenziellen Formveränderung“ verbunden, die gravierende Auswirkungen auf Lebensentwurf und die narrative Kohärenz des Menschen hätten.

## *Literatur*

- Améry, J. (2001): Über das Altern. Revolte und Resignation. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Baltrušaitis, J. (1996): Der Spiegel. Entdeckungen, Täuschungen, Phantasien. Gießen: Verlag Anabas.
- Bröckling, G. (2013): (Im)Materialität der Gedanken und der Körper: Ein Standpunkt zur körperlosen Gesellschaft in Anlehnung an Vilém Flusser, In: Medien & Altern. Zeitschrift für Theorie und Praxis. Schwerpunkt „Alter, Medien, Gesundheit“, 2/2013, S. 33–47.
- Konersmann, R. (1991): Lebendige Spiegel. Die Metapher des Subjekts. Frankfurt am Main: Fischer Wissenschaft.
- McLuhan, M. (1964): Understanding Media. The Extensions of Man. New York: New American Library.

## Körper – Biografie – Bild.

Zur Konstitution des Selbst im Spannungsfeld von  
,vergegenständlichtem‘ Körper und ,spürendem‘ Leib

*Anke Abraham*

### 1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag geht von zwei zentralen Prämissen aus:

*Erstens:* Biografie, Körperlichkeit und Gesellschaft sind auf eine fundamentale Weise miteinander verschränkt.

*Zweitens:* Gesellschaftlich erzeugte und vermittelte ‚Körperbilder‘ nehmen in Prozessen der Selbstkonstruktion und Selbstkonstitution eine Schlüsselstellung ein. Vor dem Hintergrund dieser Annahmen beleuchtet der Beitrag zentrale Aspekte dominierender Körpervorstellungen sowie ihre Bedeutung für biographische und körperlich-leiblich verankerte Prozesse der Selbstaktualisierung und Selbstbildung. Er nutzt dabei einen multidisziplinären Zugang zur Körper-Leib-Thematik (soziologisch, psychoanalytisch, leibphänomenologisch), reflektiert aktuell wirkmächtige gesellschaftliche Rahmenbedingungen und konturiert die Notwendigkeit einer leiblich-affektiven Zuwendung zur Welt.

Die Tagung, auf die dieser Beitrag zurückgeht, hat eine Fülle von Zugangsmöglichkeiten zu dem Zusammenhang von „Lebensgeschichten“ und „Körpergeschichten“ eröffnet – etwa wenn sie den Körper als „Fluchtpunkt“ von „Biographisierungspraxen“ anspricht, den Körperausdruck als „ein wichtiges Vehikel der Selbsterzählung“ markiert oder den Stellenwert medialer Körperinszenierungen im Hinblick auf „Subjektivierungsprozesse“ fokussiert. Ein Kernthema dieser Blickrichtungen ist, dass sowohl ‚Körperlichkeit‘ als auch ‚Biografie‘ als ein fortwährender *Prozess* des Erlebens, Suchens, Gestaltens und Seins zu verstehen sind, auf den wir – als Mitglieder einer bestimmten Kultur, Generation, Alterskohorte, Geschlechtsgruppe oder Szene – in je spezifischer Weise durch diskursive Praktiken Einfluss nehmen.

Unter diskursiven Praktiken können im Anschluss an Michel Foucault alle Formen menschlichen Tätigseins verstanden werden, die von und in einem sozial hergestellten *symbolischen Raum* ebenso hervorgebracht und

getragen werden, wie sie diesen symbolischen Raum permanent mit konstituieren und neu schreiben (vgl. Foucault 1991). Über solche diskursiven Praktiken – zu denen das Fühlen, Denken, Phantasieren und Sprechen ebenso gehören wie das Malen, bildnerische Gestalten, Fotografieren und Filmen – über solche Praktiken werden Bilder vom Körper bzw. über den Körper entworfen, die sich kulturell tradierter Wissensbestände bedienen, die aber zugleich auch neue Deutungsmöglichkeiten anbieten und das Reservoir an Körperbildern und Körperdeutungsmöglichkeiten erweitern.

Als ‚Körperbilder‘ werden in diesem Beitrag alle gedanklichen sowie in materialer und praktischer Weise am, mit und durch den Körper realisierten Vorstellungen und Repräsentationen vom Körper gefasst, die im Rahmen einer je spezifischen Kultur auffindbar sind. Diese Vorstellungen und Repräsentationen werden im Zuge der Entfaltung einer individuellen Geschichte biographisch angeeignet, mit Leben gefüllt oder abgelehnt, und sie werden im Sinne einer kollektiven Geschichte tradiert, verfeinert oder verworfen. Subjekte greifen auf bestehende, räumlich oder emotional naheliegende oder sich neu entwickelnde und attraktiv erscheinende Deutungsangebote zum Körper zurück und schreiben durch die Art, *wie* sie mit diesen Deutungsmöglichkeiten im Einzelnen umgehen – etwa im Sinne einer Bestätigung und Verfestigung oder im Sinne einer Lockerung, Verfremdung oder Verwerfung bestehender Körperbilder – an der kollektiven Geschichte von Körperdeutungsmöglichkeiten mit.

Für das Subjekt ist die Frage nach der Beschaffenheit kulturell existierender Körperbilder sowie die Frage nach der Qualität und Stärke ihrer Verbindlichkeit und Veränderbarkeit eng verknüpft mit Fragen der Konstituierung des Selbst und der Identitätsbildung im Prozess des gelebten Lebens. Eine solche Aussage spricht sich leicht aus – beinhaltet aber Grundsätzlicheres, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Daher soll hier kurz nachgehakt werden (ausführlicher siehe Abraham 2002):

Folgt man – wiederum – Foucault, so sind Diskurse (mithin auch Körperdiskurse) stets eingebunden in ein Gefüge der Macht (Foucault 1978). Foucault begreift ‚Macht‘ jedoch bekanntermaßen nicht lediglich als eine von außen kommende und auf das Subjekt einwirkende Kraft, sondern als ein Wirkungsgefüge, das Möglichkeiten des Seins generiert und das als ein Erzeugungsprinzip in den Subjekten selbst installiert ist. Zugleich sind Diskurse immer auch verortet in einem sozialen Raum, der durch Hierarchien, widerstreitende Interessen, konfligierende Ansprüche und partielle Bedürfnisse bestimmt wird – und die Chancen der Durchsetzung dieser Ansprüche und Bedürfnisse sind sozial ungleich verteilt.



*Wie* Menschen ihren Körper wahrnehmen und *wie* sie ihn behandeln – wie sie ihn deuten, was sie ihm zumuten, wie sie für ihn sorgen, was sie an ihm fühlen, was sie durch ihn von der Welt fühlen und wo sie fühllos sind – speist sich aus sozial kolportierten expliziten und impliziten Diskursen über den Körper.

Diese Diskurse transportieren stets mehr als ein äußerliches Bild. In diskursiven Körperbildern sind Vorstellungen *vom* Körper und Erwartungen *an* den Körper enthalten, die auf das Engste mit den Vorstellungen, Botschaften und Erwartungen verknüpft sind, die Gesellschaften und Mitglieder von Gesellschaften von anderen Zentralkategorien des Lebens haben. Zu diesen Zentralkategorien gehören zum einen Vorstellungen von der Art der Lebensführung und Lebensgestaltung – etwa im Sinne der Gestaltung eines ‚guten‘, ‚richtigen‘ oder ‚erfolgreichen‘ Lebens, die wiederum an übergeordnete Vorstellungen (etwa von einer ‚guten‘ oder ‚gerechten‘ oder ‚freien‘ Gesellschaft) geknüpft sind; und zum anderen Vorstellungen, die mit fundamentalen sozialstrukturellen und die Positionierung des Subjekts betreffenden Dimensionen verbunden sind – allen voran die Fragen nach der Positionierung als Geschlechtswesen, als Sexualität lebendes Wesen, als Mitglied einer Ethnie oder als Mitglied einer bestimmten Alterskohorte oder Lebensaltersgruppe (siehe dazu u.a. auch Alheit et al. 1999, Gugutzer 2002, Abraham 2002).

## *2. Dominierende Körpervorstellungen*

In Gesellschaften des ‚globalen Nordens‘, die sich u.a. durch einen hohen Grad an Technologisierung, Ökonomisierung sowie Leistungs- und Wachstumsorientierung auszeichnen, dominiert eine Körpervorstellung, die den Körper in hohem Maße oder mitunter sogar ausschließlich als ein ‚Objekt‘ der Verfügbarkeit und als Vehikel der Vermarktbarkeit ansieht und den Körper entsprechend inszeniert, gestaltet und behandelt – etwa als einen Körper, der für den Arbeitsmarkt funktionstüchtig zu halten ist, der im und für den Wettbewerb seine Leistungsfähigkeit zu optimieren hat und der im Kampf um Ansehen und Anerkennung permanent dazu angehalten wird, seine äußere Attraktivität zu steigern. Eine Gesellschaft dieses Typs verpflichtet sich und seine Mitglieder – u.a. durch Mechanismen der *Internalisierung* dieser Normative – anhaltend zu einem kontrollierenden und optimierenden Umgang mit dem Körper.

Folgt man Foucault und mit Foucault argumentierenden Autor\_innen, so ist die selbstbezogene Dauerbeobachtung der eigenen körperlichen Erscheinung und Wirkung ein Paradebeispiel für das, was Foucault als „Technologien des Selbst“ (Foucault 1993) bezeichnet hat und was ein zentrales Strukturmerkmal postmoderner Gesellschaften darstellt (vgl. dazu auch Lemke 2008, Villa 2007, 2008, Abraham 2010). Für diese Selbsttechnologisierung leistet die Dauerberieselung mit entsprechenden *körperbezogenen Leitbildern* in öffentlichen Medien entscheidende Schützenhilfe.

Wie Menschen den Körper deuten und wie sie mit ihm umgehen, hängt zudem stets auch von den biographisch und individuell in je besonderer Weise gegebenen Nahelegungen und Erfahrungen ab, die mit der Körperlichkeit für den Einzelnen verbunden sind. Diese persönlichen Erfahrungen sind zwar stets in einem sozialen Raum situiert und nur verstehbar, wenn sie vor dem Hintergrund der je gegebenen sozialen Verhältnisse und Gesellschaftsformationen interpretiert werden; aber, folgt man einer gängigen biografiethoretischen Annahme, so enthalten persönliche Erfahrungen immer auch ein *überschießendes Moment*, das nicht schlicht in sozialen Vorgaben und Rahmungen aufgeht, sondern das die Eigenwilligkeit der Akteure bewahrt (vgl. etwa Alheit 2010). Ohne dieses *ideosynkratische Moment* des Erlebens und der Lebensgestaltung des Einzelnen wäre der Mensch ein reines Abziehbild der ihn umgebenden Verhältnisse und sozialer Wandel wäre nicht denkbar.

Im Folgenden soll nun ein Problemzusammenhang fokussiert, der (aus meiner Sicht) sowohl im Kontext einer körper- und biografiebezogenen medialen Identitätsarbeit bedeutsam ist, als zugleich auch auf gesellschaftlicher Ebene zu einer kritischen Stellungnahme herausfordert werden. In diesem Sinne geht es zum einen um eine Analyse des Spannungsverhältnisses von ‚Körper‘ und ‚Leib‘ – wie es im Titel des Beitrags angedeutet ist – und zum anderen um eine Ausarbeitung der Verschränkung von Körperlichkeit, Leiblichkeit und Biografie. Abschließend wird skizziert, welche Implikationen das Gesagte für die Frage mediengestützter bzw. medialer Selbstinszenierungs- und Biographisierungspraxen haben kann.

### 3. Körper-Leib-Verhältnisse

In naturwissenschaftlicher Perspektive wird der Körper in der Regel als ein ‚Objekt‘ oder ‚Ding‘ aufgefasst, das von außen betrachtet, befühlt, in

Grenzfällen auch berechen werden kann, das man messen und analytisch wie real zergliedern kann, in das man eindringen und an dem man Veränderungen vornehmen kann. Hier ist der Körper eine manipulierbare Materie oder ein Funktionszusammenhang, der als letztlich verstehbar und handhabbar angesehen wird: Sind die Regeln seines Aufbaus und seiner Funktion erschlossen, so steht der Veränderbarkeit seiner Erscheinungsweisen nichts mehr im Wege, er kann als Ganzes oder in Teilen dekonstruiert, rekonstruiert oder völlig neu komponiert werden. Der Körper wird damit zu einem Produkt und herstellbar (vgl. dazu auch Abraham 2011).

Wolfgang Welsch (2010) spricht in diesem Zusammenhang von einem fundamentalen Prozess der Tiefenästhetisierung, der als ein epistemologischer Umschwung in den Künsten, wie in den Natur- und Geisteswissenschaften, den relationalen und konstruktiven Charakter von Welterkenntnis und Weltaneignung anerkennt und auslebt: Es geht nicht mehr um die Suche nach einer unverbrüchlichen Wahrheit oder um das Erkennen des Wesens einer Sache, sondern um die fortlaufende Auflösung und Neukonstitution von Welt sowie um die analytische Verfolgung dieser Auflösungs- und Konstruktionsprozesse.

Auch in den Sozialwissenschaften ist der Körper bisher vornehmlich als ‚Objekt‘ behandelt worden – etwa bei Norbert Elias als Ort der Zivilisierung des Subjekts und gesellschaftlicher Strukturen, bei Michel Foucault als Ort der Disziplinierung und Selbstbemächtigung des Subjekts oder bei Pierre Bourdieu als Ort einer sozialen Einschreibung und Inkorporierung gesellschaftlicher Strukturen; zudem wird der Körper in älteren und aktuellen Körpersoziologien als Gegenstand und Material kollektiver wie individueller Prozesse der Selbstkonstitution und Selbstgestaltung beschrieben (im Überblick vgl. dazu Meuser 2002, 2004, Villa 2007).

Allmählich findet jedoch in den Sozialwissenschaften bzw. im Rahmen einer sich ausdifferenzierenden Soziologie des Körpers auch eine andere Seite der Körperlichkeit eine wachsende Lobby: die Seite des seienden, des spürenden und des agierenden wie reagierenden Körpers, dessen Eigenlogik nicht so ohne Weiteres einholbar und reproduzierbar ist. Hier wird der Körper nicht als ein Objekt – als etwas von uns Distanziertes – konzipiert, sondern als ein eigenständiges Subjekt, das zugleich fundierender Grund des Menschseins ist (vgl. Abraham 2011, Gugutzer 2012). Mit einer solchen Sicht auf den Körper wird einerseits zugestanden, dass der Körper als Organismus und in seiner Materialität über Qualitäten, Funktionsweisen und Kenntnisse bzw. ein Wissen verfügt, die ihm den Status eines eigenständigen Akteurs geben. Zugleich verbindet eine solche Sicht-

weise den Körper auf das Engste mit dem Menschsein und der spezifisch körperlich-leiblich-affektiven Konstitution des Menschen.

In der philosophischen Anthropologie im Anschluss an Helmuth Plessner wird davon ausgegangen, dass wir in einem doppelten Verweisungszusammenhang zu unserem Körper stehen: Der Mensch existiert als ein körperlich-leiblich gebundenes Wesen, das seinen Körper wie ein Objekt haben kann, das zugleich aber immer auch sein Körper *ist* (Plessner 1975). Dieses Körper-Sein lässt sich mit der Figur des Leibes fassen, wie sie insbesondere in phänomenologischen Traditionen, etwa im Anschluss an Maurice Merleau-Ponty oder Hermann Schmitz entfaltet wurde (im Überblick vgl. Gugutzer 2012).

Kernidee leibphänomenologischer Überlegungen ist, dass der Leib als eine fungierende Größe mit einer ihm eigenen Begabung des Spürens und der Intentionalität zu denken ist. Der Modus oder die Seinsweise ‚Leiblichkeit‘ ermöglicht dem Menschen qua seiner körperlich-sinnlichen Ausstattung den Zugang zur Welt und die Orientierung in der Welt. Durch die Offenheit des Leibes und des leiblich-affektiven Sensoriums zur Welt hin wird ermöglicht, dass wir Welt nicht nur distanziert und registrierend gewahren, sondern dass sie sich in unsere Leiber einsenkt und wir uns leiblich – durch Modalitäten des Spürens, Empfindens und Fühlens – innerlich mit der äußerlichen Welt verbinden können.

Entwicklungspsychologische und neurophysiologische wie hirnpfysiologische Erkenntnisse bestätigen immer präziser: Der erste Kontakt mit der Welt ist ein leiblich-sinnlicher, über die leiblich-sinnlich wahrgenommenen Empfindungen bilden sich im Rahmen einer Reifungs- und Sozialisationsgeschichte diskretere Gefühle und kognitive Schemata heraus, wobei das Denken und Handeln *lebenslang* durch die fundierenden Schichten früher sowie aktueller leiblicher Empfindungen und leiblich-affektiver Impulse strukturiert und beeinflusst bleibt (vgl. dazu etwa Damasio 1997, Fuchs 2009). Die nachfolgenden Überlegungen zur Verschränkung von Körperlichkeit, Leiblichkeit und Biografie greifen diese Grundannahmen auf und illustrieren sie an einem Fall.

#### 4. Eine Körpergeschichte ...

Ich recurriere auf eine tiefenhermeneutische Analyse von Hans-Dieter König (1999), der am Beispiel der Rekonstruktion einer Studentenbiografie einen interdisziplinären Forschungszugang vorführt, indem er eine sozio-

logische lebenslauf- und sozialisationstheoretische Analyse mit einem psychoanalytischen Zugang verbindet. König arbeitet mit diesem doppelten Zugang heraus, wie die biographischen Wahlen und das subjektive Erleben des Protagonisten – „Marcus“ – von den sozialstrukturellen Gegebenheiten abhängen, in die Marcus hineinsozialisiert wurde, und in welcher Weise frühe Beziehungserfahrungen den Gefühlshaushalt von Marcus geprägt haben.

Marcus wächst in einem kleinbürgerlichen Milieu auf, der Vater ist Polizist, der Großvater Handwerker, die Mutter versorgt pflichtbewusst, aber eher lieblos und unerfüllt den Haushalt; Marcus beginnt ein Studium der Medizin, gerät aber in Schwierigkeiten durch den damit verbundenen Aufstieg in ein statushöheres Milieu. Dies wird ihm vor allem durch die *leibliche Begegnung* mit dem neuen akademischen Umfeld deutlich, das in seinem anders verfassten *Habitus* für Marcus höchst irritierend ist. Die inneren Loyalitätskonflikte zum Herkunftsmilieu und die äußeren Schwierigkeiten werden so groß, dass Marcus das Studium abbricht und im Sinne eines Kompromisses eine Ausbildung zum Krankenpfleger beginnt – einem der Medizin *sowie* dem Handwerk nahe stehender Beruf. Hier stößt Marcus wiederum an *leibliche Grenzen*: Die körperliche Arbeit ist hart, das Aushalten von Ohnmachts- und Ekelgefühlen psychisch belastend und Marcus bzw. sein Körperleib reagiert mit allergischen und sich chronifizierenden Hautentzündungen, die peitschende Schmerzen verursachen. Marcus beendet auch diese Tätigkeit und beginnt ein Studium der Sozialen Arbeit.

Zum Zeitpunkt des Interviews, das Hans-Dieter König mit Marcus führt, befindet sich Marcus mitten in diesem Studium. Aufhänger des Interviews ist, dass Marcus in einer Seminar-Diskussion zu dem Bonengel-Film „Beruf Neonazi“ emotional betroffen und zugleich reflektiert reagiert:

(a) Marcus zeigt sich höchst erschrocken darüber, dass ihn das Körpergehabe des Neonazis Althans so angeregt und fasziniert habe und dass er an sich selbst gespürt habe, wie diese Körperstärke auf ihn übergehe, dieses „Zackige“, und wie er daraufhin ein neues Körpergefühl – „lockerer, männlicher und auch aggressiver“ – entwickelt habe.

(b) Darüber hinaus reflektiert Marcus eine Alltagsszene, die durch den Film angestoßen wird: Seine Verachtung gegenüber einer Gruppe von Obdachlosen, die sich nahe des Hochschulgeländes treffen und die – so Marcus – in ihrer schamlosen „Ungepflegtheit“, „Zerrissenheit“ und „Elendigkeit“, mit offenen, blutigen Wunden, roter Haut und vollgepinkelt, aggressive Impulse in ihm auslösen: Er möchte den Obdachlosen „ins Fleisch gehen“.

König arbeitet nun heraus, wie die Identifikation mit dem Neonazi Althans und der Hass auf die Obdachlosen mit eigenen frühen und im Laufe der beruflichen Entwicklung auftauchenden leiblichen und affektiven Erfahrungen von Marcus verbunden sind: An die „unheimlichen“ und „harten“ Hände der Mutter, wie Marcus sie in Erinnerung hat, ist das Versagen von liebevoller und zarter Zuwendung geknüpft; an Badeszenen mit der Mutter eine Verletzung der körperleiblichen Integrität von Marcus und ein Übersehen seiner Sexualität; die eruptiven Wutausbrüche des Vaters, seine vorgespielte Autorität in der Polizei-Uniform und seine eigentliche Kindlichkeit stellen für Marcus kein geeignetes Männlichkeitsmodell dar; das Leiden an den unvertrauten Habitusformen im akademischen Milieu fängt Marcus durch Rückgriffe auf vertrautere Lebensvollzüge auf – als Krankenpfleger in einer Pflegeeinrichtung, in der er mit Blut und Kot konfrontiert wird, über die damit verbundenen psychischen Belastungen aber nicht sprechen kann, und in der er durch eine Hautallergie selbst offene und blutende Hände bekommt. Die damit verbundenen „peitschenden Schmerzen“, die den seelischen Schmerz über nicht erhaltene liebevolle Zuwendungen in der Kindheit masochistisch überdecken (so die psychoanalytische Interpretation Königs), erträgt er.

Es wird offensichtlich: Das Ansehen des Bonengel-Films schafft für Marcus ein Ventil, sich seiner *latenten* Aggressionen bewusst zu werden – Aggressionen, die er bisher auf sich selbst gerichtet hat, und die er in verschobener Weise auch auf die Obdachlosen richtet, die ihn mit ihren offenen Wunden an eigenes Leiden erinnern, denen er aber gewaltförmig „ins Fleisch gehen“ will. Die Figur des Neonazis Althans fasziniert Marcus deshalb so sehr, weil der Habitus des Zackigen, Aufrechten und Klaren geeignet ist, die eigenen Ohnmachtsgefühle und seelischen Verletzungen zu überdecken und weil die Figur dazu legitimiert, diffusen aggressiven Impulsen im Handeln nach außen Ausdruck zu geben, ohne sich der anspruchsvollen Arbeit zu unterziehen, und den darunter liegenden Versagungen und Kränkungen nachzugehen. Im Gegensatz zu radikalen Jugendlichen und Neonazis gelingt es Marcus jedoch, die durch den Film für ihn spürbar werdenden eigenen Aggressionen nicht über körperliche Gewalt an anderen auszuagieren, sondern emotional und reflexiv in der Diskussion und im biographischen Interview zu bearbeiten.

## 5. Körper, Leib, Biografie und Bild

Was können wir aus den bisher entfalteten Ausführungen für die Frage nach medialen Inszenierungen des Körpers als Praxen einer biographischen Identitätsarbeit gewinnen? Zur Beantwortung dieser Frage sei ein kurzer Exkurs erlaubt, der wesentliche Diskussionen des Beitrags bündelt und eine Brücke zur Bedeutung von Bildern als Medium des Selbst- und Fremdverstehens schlagen kann.

Mit Alfred Lorenzer (1971, 2002) wird die Auffassung geteilt, dass die Psychoanalyse als eine „biologisch begründete, symbolische Interaktionstheorie“ (Lorenzer 1971, S. 47 f.) begriffen werden kann, die biologisch bedingte Momente des Menschseins (im Sinne der organismischen Verfasstheit des Menschen und einer Eigenlogik und eigenen ‚Sprache‘ des Körpers) mit Interaktionen und biographischen Widerfahrnissen im sozialen Raum theoretisch vermittelt. Lorenzer verknüpft auf dieser Grundlage in überzeugender Weise die Ebenen Interaktion – Leiblichkeit – Symbolbildung und bietet, in Kombination mit seinen Aussagen zum Unbewussten, für das Verstehen von leiblichen, emotionalen und unbewussten Repräsentationen in Handlungen und Sprechakten wertvolle Anknüpfungspunkte. Lorenzer geht davon aus, dass in der menschlichen Entwicklung (unbewusste) „Praxisfiguren“ vor (bewussten) „Sprachfiguren“ entwickelt werden und dass bei der Spracheinführung beide Systeme ineinander verschränkt werden und *gemeinsam* Bedeutungen konstituieren (vgl. Lorenzer 2002, bes. 181 ff.). Die vorsprachlichen Praxisfiguren werden in unmittelbar leiblichen und emotional aufgeladenen Interaktionen aufgebaut – Lorenzer spricht hier auch von „Szenen“ (z.B. in einer Badeszene, in der Mutter und Kind in Interaktion sind; vgl. ebd., bes. 63 ff.). Diese Praxisfiguren stellen ein reiches, vielfältig abgestuftes Repertoire an szenischen Erlebnissen und leiblich-affektiv verankerten Erinnerungsspuren dar; das Repertoire wirkt nachhaltig im Lebensgang im Sinne eines eigenständigen (unbewussten) Sinn- und Wirkungssystems.

Im Beispiel „Marcus“ wurde deutlich, dass diese leiblich-affektiven Erinnerungsspuren durch Erinnerungs- und Erzähl*anlässe* angestoßen und – durch reflexive Akte – erinnert und bewusst gemacht werden können. Bilder, wie sie im Film, in Fotografie, Malerei, Bildender Kunst, Theater und Tanz, aber auch in der Dichtkunst erzeugt werden, sind dazu ein ganz wesentliches Medium, weil sie uns vorsprachlich bzw. auf einer emotionalen und in das Leibliche hineinreichenden Ebene tangieren und auf diese Weise vor- oder unbewusstes biographisches Material evozieren können.

In diesem Sinne weist Lorenzer auch darauf hin, dass die Sprache in sinnvoller Weise mit Praxisfiguren verknüpft ist: „Die Sprache würde ohne den Zusammenschluss mit den Praxisfiguren weder den Körper erreichen, noch in sinnliche Praxis eingreifen können“ (Lorenzer 2002, S. 187). So bezeichnen Worte ursprünglich auch nicht isolierend einen Gegenstand, sondern sind „die Signierung eines Verhältnisses, eines lebenspraktischen Umgangs“ (ebd., S. 186): „Auch Tisch ist ursprünglich der Name eines lebenspraktischen Verhaltenszusammenhangs, einer Praxisfigur“ (ebd.).

Es lässt sich also sagen: ‚Bilder‘ können eine ganz wesentliche Brückenfunktion zwischen leiblich-affektiv verankerten Erinnerungsspuren und ihrer Bewusstmachung erfüllen. Indem sie als ein Katalysator fungieren und praxisgebundene Erinnerungen so evozieren, dass sie zur Sprache gebracht und gedanklich reflektiert werden können, werden sie zu einer wertvollen Größe für eine selbstreflexive biographische Arbeit – wobei diese Arbeit durchaus nicht immer mit psychoanalytischer oder sozialwissenschaftlich hermeneutischer Gründlichkeit und mit ihren Deutungswerkzeugen geführt werden muss, sondern sich gewinnbringend auch im Rahmen eines flüchtigen Aufmerkens, einer bestätigenden Selbstvergewisserung oder eines kritischen Kopfschüttelns bewegen kann. Auch solche *alltäglichen* Kommentierungen bewirken etwas, sind Teil einer biographischen Arbeit und können, wenn sie weiter verfolgt werden, zu erweiterten Erkenntnissen über unsere Weltsicht, unsere Selbstsicht und unsere Lebensgestaltung führen.

Materialisierte Bilder können diese Kraft entfalten, weil sie selbst zwei Welten angehören: Sie sind material anwesend und sie bewegen sich zugleich in einem symbolischen Raum des Deutens, der *Spielräume* des Gewahrens, Aufgreifens und Verstehens lässt. *Wie* Subjekte material anwesende Bilder, die den eigenen Körper oder den Körper Anderer zeigen, für sich nutzen, warum sie sie anfertigen oder anfertigen lassen, was sie darstellen, wie sie etwas darstellen, wie die Subjekte diese Bilder emotional besetzen, wie sie sie deuten und welche Schlüsse sie daraus ziehen – für sich und ihre weitere Entwicklung – ist ausgesprochen vielgestaltig, aber nicht Gegenstand dieses Beitrags.

Vor dem Hintergrund des bisher Entfalteten soll vielmehr ein Punkt angesprochen werden, der auf eine *Tiefendimension* der potenziellen Wirkungskraft von Bildern aufmerksam macht, was wiederum nicht unerheblich ist für die biographische und Identitätsentwicklung des Einzelnen sowie für die Gestaltung von Kultur, Gesellschaft und Welt im Ganzen.



## 6. Bilderfluten und das Schauen

Wir leben zurzeit in einer Welt, die nur so von materialen Bildern wimmelt. Wolfgang Welsch spricht in diesem Zusammenhang von einem „Ästhetisierungsstrudel“, der zu einer „Dauererregung“ und damit in letzter Konsequenz zu einer Abstumpfung der Sinne und des ästhetischen Bewusstseins führen würde (Welsch 2010, bes. S. 56 ff.); Christian Rittelmeyer warnt in ähnlicher Weise vor einem Bombardement und Dauerbeschuss mit medialen Inszenierungen, die insbesondere im Kindes- und Jugendalter die Fähigkeit zum Innehalten und zum eigentätigen, schöpferischen Spiel verkümmern lassen (Rittelmeyer 2007). Beide kommen zu der Einschätzung, dass die hohe Quantität der Bildermenge in deutlichem Kontrast zur Qualität und Aussagekraft der Bilder steht, die ihrerseits zu einer Extremisierung tendieren – immer schriller oder immer reduzierter – dabei zugleich aber auch immer glatter, fassadenförmiger, hohler und ähnlicher werden. Dies lässt sich gut an den Körperbildern weiblicher und männlicher Topmodels illustrieren, die mit zunehmender Perfektionierung ihres Erscheinungsbildes immer maskenhafter und damit auch immer auswechselbarer werden.

Mit Oskar Negt (1998) lässt sich weiter konstatieren, dass wir durch das Sehen so vieler und uniformiert daherkommender Bilder das introspektive und mit unseren leiblich-affektiven Wurzeln verbundene *Schauen* verlernt haben. In einem eindrücklichen Text zum „Eigensinn der Sinne“ macht Negt auf diesen Qualitätsverlust aufmerksam und er beschreibt, welche kulturellen und entwicklungspsychologischen Konsequenzen die allgegenwärtigen Verflachungen und Spezialisierungen des Sehens haben: Sie überfordern den Sehsinn, suspendieren die Nahsinne, insbesondere die vielgestaltigen Facetten unserer Tast- und Spürsinne, und machen, unterstützt durch immer feinere technische Apparaturen, das leiblich-sinnliche Sensorium des Menschen, und damit sukzessive den Menschen schlechthin, immer überflüssiger.

Auch wenn die Abschaffung des Menschen nicht unmittelbar bevorsteht, so ist nicht von der Hand zu weisen, dass der Mensch bereits vielfach durch technische Apparaturen ersetzt wurde, die gemäß einer ökonomistisch geprägten Effizienz- und Steigerungslogik überlegen erscheinen. Die Arbeitslosigkeit oder Entberuflichung der Sinne stehen – so Negt – in einem direkten Verweisungszusammenhang zur Arbeitslosigkeit weiter Bevölkerungsteile und zu einer sozialen, ökonomischen, psychischen und körperlich-sinnlichen Verarmung.

Die Sinne brauchen ebenso wie die Seele Zeit und Raum, um sich entfalten zu können; Der Beschleunigungsdruck gesellschaftlicher Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse steht diesen fundamentalen kreatürlichen Bedürfnissen diametral entgegen und höhlt weite Bevölkerungsteile systematisch aus, wie es die Untersuchungen zu Beschleunigung und Entfremdung von Hartmut Rosa (2013) oder die Diagnosen zum Zusammenhang von Leistungssteigerung und Erschöpfung von Sighart Neckel und Greta Wagner (2013) eindrücklich zeigen.

Wenn es eine Spannung zwischen ‚Körper‘ und ‚Leib‘ gibt, wie sie im Titel des Beitrags angesprochen wird, so liegt sie vor allem darin, dass die körperlich-leibliche Einheit Mensch gespalten und der Part ‚Körper‘ zu einem Objekt der Verfügung und Material der Gestaltung degradiert wird und dass dadurch die Anbindung an die leiblich-sinnlich-affektive Konstitutionsweise des Menschen, an das Reich der Empfindungen und des Fühlens, verloren geht. Gerade aber aus der *Einheit* der körperlich-leiblich-sinnlichen Disposition, die den Menschen als ein organismisch verfasstes *und* sinnlich-affektiv wie symbolisch operierendes Wesen auszeichnet, entstehen die Vermögen des Ahnens, der Empathie, der Phantasie und des schöpferischen Denkens (siehe dazu wiederum Damasio 1997, Lorenzer 2002, Fuchs 2009).

## 7. Fazit

Ich möchte daher – auch wenn das natürlich riskant ist – mit einem Appell schließen: Wir dürfen das *Schauen* nicht verlernen. Wir müssen uns die Fähigkeit erhalten, Bilder mit unseren leiblich-sinnlichen und emotionalen Antennen zu erzeugen, zu gewahren und zu lesen. Dann können sie auch biographisch und kulturell wertvoll bleiben, weil sie uns zu etwas führen, was wesentlich und zutiefst menschlich ist: zu Berührung und Anteilnahme im anthropologisch existenziellen Modus des Leibseins. Bilder werden tot, wenn ihren Produzent\_innen und Rezipient\_innen das Leben ausgeht – daher ist es von existenzieller Bedeutung, dass das Produzieren und Lesen von Bildern flankiert wird von vielfältigen tatsächlichen, konkreten Begegnungen, die uns an die Welt in primären, unmittelbaren Kontakten anschließen und die keine Abziehbilder bereits fertiger Erlebensformate sind, sondern die uns die Welt in einer subjektiv eigenen und eigenständigen Weise leiblich-sinnlich-affektiv erfühlen und erleben lassen (siehe dazu auch Rumpf 1994, 1998a, 1998b sowie Abraham 2013).

Für die biographische Forschung und für eine biographische Arbeit bedeutet dies, dass sowohl in der Theoriebildung als auch in der Praxis narrativer und rekonstruktiver Verfahren die im *Leiblich-Affektiven* verankerten Dimensionen biographischer und identitätskonstituierender Prozesse eingeholt und mitgedacht werden müssen (siehe dazu exemplarisch erneut Alheit et al. 1999). Um biographische Wahlen und Prozesse der Selbstkonstitution angemessen verstehen zu können, müssen auch die fundierenden leiblich-sinnlich-affektiven Daseinsbereiche, die unterhalb der sprachlichen Ebene liegen, in Rechnung gestellt, symbolisch repräsentiert und damit besprechbar werden. Innere und äußere ‚Bilder‘, die mit Muße erzeugt und angeschaut werden, können hierbei ein ganz wesentliches Medium sein.

### Literatur

- Abraham, A. (2002): Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Abraham, A. (2010): Körpertechnologien, das Soziale und der Mensch. In: Abraham, A.; Müller, B. (Hrsg.): Körperhandeln und Körpererleben. Multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld. Bielefeld: transcript, S. 113–138.
- Abraham, A. (2011): Der Körper als heilsam begrenzender Ratgeber? Körperverhältnisse in Zeiten der Entgrenzung. In: Keller, R.; Meuser, M. (Hrsg.): Körperwissen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 31–52.
- Abraham, A. (2013): Wie viel Körper braucht die Bildung? Zum Schicksal von Leib und Seele in der Wissensgesellschaft. In: Hildebrandt-Stramann, R.; Laging, R.; Moegling, K. (Hrsg.): Körper, Bewegung und Schule. Teil 1: Theorie, Forschung und Diskussion. Immenhausen: Prolog-Verlag, S. 16–35.
- Alheit, P. (2010): Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In: Griese, B. (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 219–250.
- Alheit, P.; Dausien, B.; Fischer-Rosenthal, W. (1999): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Damasio, A. R. (1997): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München: dtv.
- Foucault, M. (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Foucault, M. (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Foucault, M. (1993): „Technologien des Selbst“. In: Foucault, M.; Martin, R.; Martin, L. H. (Hrsg.): Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption. Stuttgart: Kohlhammer.

- Gugutzer, R. (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gugutzer, R. (2012): Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen. Bielefeld: transcript.
- König, H.-D. (1999): Fasziniert vom Körper eines Neo-Nazis. Soziologische und psychoanalytische Rekonstruktion einer Studentenbiographie. In: Alheit, P.; Dausien, B.; Fischer-Rosenthal, W. (Hrsg.): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 264–286.
- Lemke, T. (2008): Gouvernamentalität und Biopolitik. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lorenzer, A. (1971): Symbol, Interaktion und Praxis. In: Lorenzer, A.; Dahmer, H.; Horn, K. (Hrsg.): Psychoanalyse als Sozialwissenschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9–59.
- Lorenzer, A. (2002): Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Meuser, M. (2002): Körper und Sozialität. Zur handlungstheoretischen Fundierung einer Soziologie des Körpers. In: Hahn, K.; Meuser M. (Hrsg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz: UVK, S. 19–44.
- Meuser, M. (2004): Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft, Jg. 1, Heft 3, S. 197–218.
- Neckel, S.; Wagner, G. (Hrsg.) (2013): Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Negt, O. (1998): Eigensinn und Enteignung der Sinne. In: Sinn der Sinne, hgg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen: Steidl Verlag, S. 496–509.
- Plessner, H. (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin/New York: de Gruyter.
- Rittelmeyer, C. (2007): Kindheit in Bedrängnis. Zwischen Kulturindustrie und technokratischer Bildungsreform. Kohlhammer: Stuttgart.
- Rosa, H. (2013): Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit. Bundeszentrale für politische Bildung (bpb): Bonn.
- Rumpf, H. (1994): Die übergangene Sinnlichkeit. Drei Kapitel über die Schule. Weinheim, München: Juventa.
- Rumpf, H. (1998a): Die Staunkraft und das Fertigwissen. Über das Schicksal der Lehre in Universitäten. In: Fritsch, U.; Maraun; H.-K. (Hrsg.): Über ein anderes Bild von Lehre. Weinheim: Beltz, S. 9–12.
- Rumpf, H. (1998b): Lernen, sich auf etwas einzulassen. In: Fritsch, U.; Maraun, H.-K. (Hrsg.): Über ein anderes Bild von Lehre. Weinheim: Beltz, S. 15–27.
- Villa, P.-I. (2007): Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), Heft 18, S. 18–26.
- Villa, P.-I. (Hrsg.) (2008): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld: transcript.
- Welsch, W. (2010): Grenzgänge der Ästhetik. Stuttgart: Reclam.

# Adoleszente Körperinszenierungen und biografische Selbsterzählungen im Kontext der Smartphone-Fotografie

Michaela Kramer

## 1. Einleitung

In einer Zeit, in der sich private Fotografie durch vollständige Mobilität, Omnipräsenz und Verbundenheit kennzeichnet (Gómez Cruz, Meyer, 2012, S. 217), stellen sich Fragen nach fotografischen Möglichkeiten der adoleszenten Körperinszenierung und biografischen Selbsterzählung neu. Während das klassische Fotoalbum durch seine lebensgeschichtlich-chronologische Struktur in spezifischer Weise auf die Relevanz für Konstruktionsprozesse familialer Biografie verwies, haben sich die Biografisierungsoptionen fotografischer Körperbilder vor dem Hintergrund mobiler Technologien und dynamischer Social-Media-Angebote inzwischen gewandelt. Seit der rasanten Verbreitung von internet- und fotografierfähigen Smartphones nutzen insbesondere Jugendliche die Möglichkeiten der visuellen Selbstpräsentation und kommunizieren alltäglich *mit* und *über* Fotografien. Im Kontext aktueller Smartphone-Bildpraktiken ist das Phänomen Selfie besonders präsent. Entgegen kritischer Stimmen, die das Selfie anfänglich als kurzfristige Modeerscheinung bezeichneten, kann es inzwischen als eigenes fotografisches Genre angesehen werden – mit spezifischen Konventionen, Darstellungstechniken und Posen (Lobinger, Brantner, 2015, S. 1848).

Das Ziel meines Beitrags besteht in der Entfaltung eines (medien-)biografiethoretischen Verständnisses aktueller Jugendfotografie, was am Beispiel des derzeit populären und verbreiteten Phänomens *Selfie*<sup>1</sup> exemplifiziert werden soll. Hierzu wird zunächst das Genre Selfie als Aus-

---

1 Im wissenschaftlichen Diskurs wird der Terminus Selfie aufgrund seiner alltags- bzw. jugendsprachlichen Anmutung durchaus kritisch diskutiert (für einen Überblick siehe Tiidenberg, Gómez Cruz, 2015, S. 2 f.). Insgesamt scheint jedoch das Argument zu überwiegen, die Sprache derjenigen zu übernehmen, die es alltäglich praktizieren, so dass sich bislang kein anderer synonymem Begriff durchsetzen konnte.

drucksmittel adoleszenter Körperinszenierung konkretisiert und in wissenschaftliche Diskurse eingeordnet. Im zweiten Schritt wird nach den transformierten Biografisierungsoptionen von fotografischen Körperbildern gefragt und es werden zwei mögliche Verhältnisse des Selfies zur Biografie skizziert. Als Ausblick werden schließlich methodologische und methodische Herausforderungen beschrieben, die mit einer tiefergehenden Erforschung dieser Verhältnisse einhergehen.

## *2. Das Selfie als Ausdrucksmittel adoleszenter Körperinszenierung*

Das Medium der Fotografie bietet seit jeher vielfältige Bezugspunkte für die selbstreflexive Thematisierung und Inszenierung des eigenen Körperbildes. Mit dem aktuell omnipräsenten Selfie scheinen diese möglichen Bezüge nicht nur eine nie dagewesene Quantität, sondern auch eine neue Qualität anzunehmen. Anders als im Falle des klassischen Selbstporträts ist für ein Selfie dessen Produktion per Smartphone und die anschließende Distribution über Social Media charakteristisch. Dementsprechend offenbart sich die Allgegenwart des Phänomens auch nicht nur durch die beobachtbare fotografische Praxis im Bus, in der Kneipe oder vor der Sehenswürdigkeit, sondern auch online durch die unzähligen Uploads auf Plattformen wie Instagram oder Facebook, WhatsApp oder Snapchat. Diese beiden Ebenen verschmelzen scheinbar miteinander, indem auf den veröffentlichten Einzel- oder Gruppenporträts die Produktionssituation anhand der Armeslänge (Abstand zwischen Linse und Motiv) sichtbar wird. Bevor der Begriff Selfie sich etablierte, wurde daher auch vom „One arm length shot“ (Richard, Grünwald, Recht, Metz, 2010, S. 49) gesprochen. Wie kein anderes Fotogenre zeigt uns das Selbstporträt, auf welche Weise die körperliche Erscheinung gesehen werden will und offenbart damit seinen unverwechselbaren Inszenierungscharakter. Indem die abbildende zugleich die abgebildete Person ist, kann die Präsentation des eigenen Körperbildes maßgeblich selbst gesteuert, kontrolliert und modifiziert werden. Mit der spiegelartigen Frontlinse und den vielfältigen direkten Bearbeitungsmöglichkeiten bietet das Smartphone optimale technische Voraussetzungen dafür. Wie Reißmann (2012) unter dem Titel „Arbeit am (Bild-)Körper“ konturiert, nehmen Jugendliche die Möglichkeiten digitaler Bildbearbeitung unterschiedlich in Gebrauch. Einerseits herrschen vergleichsweise traditionelle Erwartungshaltungen in Bezug auf Authentizität und Natürlichkeit im Umgang mit dem Medium Fotografie vor, so dass of-